

WOZU SIND PFARRER DA?

DIE ERFAHRUNG:

KIRCHENBINDUNG DURCH PERSÖNLICHE NÄHE

Kirche existiert, sie ist historisch gewachsen und muss nicht neu erfunden werden. Das Gemeindeverständnis in der realen Kirche ist nun einmal in erster Linie personenbezogen. Die Grenzen der Kirchengemeinden decken sich in den meisten Fällen mit den Grenzen der Wohnbereiche: Dorf, Ortschaft, Stadtteil. Darin gestalten sich die „lebensweltlichen Bezüge“ der Menschen und darin werden Kirchengemeinden zu Identitätsstiftern. Die Anwohner sprechen von ihren „Heimatgemeinden“. Diese Beheimatung zeigt sich signifikant daran, dass sich Gemeindeglieder an konkrete kirchliche Gebäude lebensgeschichtlich und lebenslang („In dieser Kirche bin ich getauft, konfirmiert, getraut ...“; „In dieses Gemeindehaus bin ich zum Konfirmandenunterricht gegangen ...“) gebunden sehen. Diese Beziehung zu lockern, trifft Menschen in dem, was sie mit „Kirche“ verbinden und suchen. Die Schließung von Gebäuden und der Abbau von Pfarrstellen stärkt nicht die kirchliche Bindung, sondern zerstört gewachsene Kontinuität! Rückgliederungen abgepfarrter Bezirke zur sog. „Muttergemeinde“ und Fusionen mit dem operativen Ziel der Aufgabe von Orten sind darum bestenfalls Strategien in äußerster finanzieller Not. Entsprechende Maßnahmen zu Gemeinde-Entwicklungs-Konzepten hochstilisieren, hieße ein Übel sanktionieren und würde von Gemeindegliedern zu Recht als unredlich empfunden.

Großgemeinden ab einer bestimmten Größe verbessern die kirchliche Arbeit nicht qualitativ, denn sie fördern Anonymität und lassen die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung sinken. Gemeindeglieder empfinden große Gemeinden weithin als zu unpersönlich und unübersichtlich. In kleinen Einheiten kennen sich die Mitglieder besser, sie sind auch eher bereit, mehr Geld für ihre Gemeinde zu geben. Gemeindebindung und die Bereitschaft, seine Ortsgemeinde in Zeiten sinkender Kirchensteuermittel auch finanziell mehr zu unterstützen als bisher, sinken in dem Maß, in dem man immer größere Strukturen schafft.

SCHLÜSSELROLLE DES PFARRERS:

VERTRAUEN SCHAFFEN DURCH BEGLEITUNG

Besonders im dörflichen oder kleinstädtischen Raum, aber auch in den Vororten vieler Großstädte wird der Pfarrer wegen seiner Einbindung in den nachbarschaftlichen oder familiären Zusammenhang geschätzt. Vom Geburtstagsbesuch bei der Großmutter über die Trauung der Kinder bis zur Taufe des Enkels begegnet man derselben Person. Das bedeutet ein hohes Maß an Verlässlichkeit und ermöglicht eine starke Bindung an die Kirchengemeinde, für die der Pfarrer steht. Für die Stabilität der Kirchenmitgliedschaft ist das von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung. Der Pfarrer hat die Schlüsselrolle für die Kirche: in den Augen sowohl der Kerngemeinde, als auch der kirchensteuerzahlenden und ihre Mitgliedschaftsrechte nur sehr gelegentlich wahrnehmenden volkskirchlichen Mehrheit. Das ist eine empirisch belegbare Erkenntnis und ein ernstzunehmender Fakt.

Positiv bedeutet dies: es liegt maßgeblich an der Person des Geistlichen, ob eine Vertrauensbasis der Menschen zur Kirche aufgebaut wird oder nicht. Man sollte nicht nur danach fragen, warum Menschen aus der Kirchen austreten; von größerem Gewicht ist vielmehr die Frage, warum so viele bisher noch nicht ausgetreten sind! Eine Überprüfung würde ergeben, dass die Menschen der Institution Kirche treu bleiben, solange sie sich mit ihrer heimatlichen Gemeinde noch identifizieren können und sie als eine Gemeinschaft über Alters- und Gruppeninteressen hinweg erleben. Dass für eine gute seelsorgerliche Arbeit nötige Vertrauen entsteht nur in einer überschaubaren Gemeinde. Es spielt dabei eine entscheidende Rolle, wie Gemeindeglieder ihren Pfarrer persönlich erleben. Das Ideal ist der „Pfarrer zum Anfassen“. Die Menschen wollen weder den unnahbaren Pfarrer der früheren

Zeit noch den aus den 70er Jahren, der krampfhaft alles Pastorale einzuebnen sucht. Geheimniskrämerei und das Verschanzen hinter Paragraphen ist für den Aufbau von Vertrauen sicher ebenso tödlich wie kindisches Verhalten und ein antiautoritäres Laissez-Faire. Die Menschen suchen Nähe statt Distanz, wobei solche Nähe sich wesentlich im persönlichen Umgang, viel weniger aus räumlicher Nähe ergibt. Das Ideal der Residenzpflicht wird nach meinen Erfahrungen überschätzt. Viel wichtiger ist ein Pfarrer, der ein vermittelndes Wesen hat, der persönlich auf die Menschen einzugehen weiß, ihre Nöte, ihre Voraussetzungen, ihre Ideen ernstnimmt, aber auch selbst ernstgenommen wird. Dazu gehört es, dass er als korrekt und zuverlässig erlebt wird. Dazu gehört auch ein klares berufliches Profil, das erkennen lässt, dass ihn bei seinem Einsatz die Hauptsache und nicht Nebensächlichkeiten bewegt. Ein guter Pfarrer sucht die Nähe zu den Lebenswelten der Menschen, nimmt sich ihren jeweiligen Glauben und seine sprachlichen Ausdrucksformen zu Herzen, weil ihn dies selbst und seine Tätigkeit bereichert (Ideal der Lerngemeinschaft). Aber er wird dabei auch selbst seine Überzeugungen und Inhalte antwortend einbringen.

MOTIVATION DURCH GLAUBWÜRDIGKEIT

Menschen bleiben in der Kirche und engagieren sich dort, wenn sie das Gefühl bekommen, gebraucht zu werden. Die Gemeinde lebt davon, dass man als Pfarrer auch den sog. „Laien“ etwas zutraut. Wenn ehrenamtliche Tätigkeit durch die Arbeit von Pfarrern eingeschränkt oder verhindert wird, kann das eigentlich nur legitim sein, wenn anders Kompetenzanmaßungen einzelner nicht zurückgewiesen werden können, die die Gemeinschaft insgesamt sprengen würden. Meist aber ist die Arbeit des Pfarrers ein Motor zur Entwicklung sonst brachliegender Talente. Gerade weil er als Hauptamtlicher zuverlässig und langfristig am Ort wirkt, wird durch ihn ehrenamtliche Arbeit und ihr Aufbau ermöglicht. Gemeinde lebt durch die Beziehungen, die zwischen den einzelnen Gemeinemitgliedern, zwischen den Kreisen, Gruppen und Vereinen bestehen. Sie braucht den Gemeindepfarrer als integratives Element, denn nur er kennt das feingesponnene Beziehungsgeflecht und kann bei Bedarf vermitteln. Der Sinn der pfarramtlichen Existenz liegt in der Ortsgemeinde, denn Gemeindeglieder wollen keine funktionalen Dienstleister, sondern einen konkreten Pfarrer, der den einzelnen und seine Situation kennt, ein offenes Auge und Ohr für die jeweiligen Angelegenheiten und Probleme hat. Den funktionalen Diensten in der Kirche kommt m.E. keine eigenständige Begründung zu, denn sie leiten ihre Berechtigung bestenfalls aus möglichen Defiziten der Ortsgemeinden ab.

Der Aufbau der Kirche und das „Wachsen gegen den Trend“ kann nur von unten her geschehen. Die Gemeinde ist die entscheidende Größe. Die vielfältigen Erfahrungen von Menschen in der Gegenwart sind schwerlich anders aufzufangen als in der Ortsgemeinde.

Die Gemeinde muss allerdings auch wieder zur Glaubensgemeinschaft werden, denn spirituell lebt sie aus einer anderen Dimension als jede vergleichbare Sozialform! Der religiöse Analphabetismus muss durch religiöse Bildung auf vielen Ebenen (Kindergarten, Konfirmandenunterricht, Religionsunterricht, Glaubenskurse, Vorträge usw.) überwunden werden. Aber auch hier gilt es, die entscheidende Rolle der Person zu würdigen. Erst die persönliche Begegnung schafft Vertrauen und Vertrauen ist die Voraussetzung für geistliche Leitung.

Vertrauen aber entsteht nicht durch fachliche Kompetenzen, wichtiger sind persönliche Voraussetzungen wie Idealismus, Kommunikationsfähigkeit und Verlässlichkeit. An der Vertrauenswürdigkeit des Pfarrers hängt die Glaubwürdigkeit seiner Verkündigung. Sie steht und fällt mit der Glaubens- und Lebenshaltung des Pfarrers.

Wenn der Pfarrdienst ein Dienst der Person ist und keine Addition von Funktionen und wenn die Grundaufgaben des Pfarramts weder delegier- noch teilbar sind, dann ist ein eingeschränkter Dienst eigentlich ein Unding. Der Zweck des Pfarrers liegt auch nicht in der

Arbeit in Ausschüssen, Synoden oder anderen Gremien. Verwaltungs-, Kommissions- und Synodenarbeit ist sogar schädlich, wenn sie Kraft und Ressourcen in Anspruch nimmt, die wesentlich woanders gebraucht werden - z. B. für Kasualgespräche oder die gründliche Vorbereitung von Unterricht, Gottesdienst und Predigt. Daher ist dringend zu fordern, den Stundenanteil der sekundären Verwaltungs-, Kommissions- und Managementaufgaben auf ein notwendiges Minimum zu reduzieren statt weitere Terminverbindlichkeiten einzurichten.

DAS PROPRIUM: LEBEN AUS DER QUELLE

Viele Gemeindeglieder befürchten, dass Kirche bei den gegenwärtigen Reformen immer mehr ihr Proprium aus dem Auge verliert. Sie können nicht verstehen, wie Theologen von der Kirche und ihrer Zukunft sprechen können, ohne Gott im Gebet anzurufen und dem Heiligen Geist im kirchlichen Leben etwas zuzutrauen. Man darf sicher die Gefährlichkeit eines biblizistischen Rigorismus nicht unterschätzen, der Gemeinschaften sprengen kann. Innerkirchlicher Pharisäismus kann zu Richtungsgemeinden mit einem eigenen Exklusivitätsanspruch führen. Aber gerade wenn diese Gefahr gesehen wird, sollte bei aller Menschenfreundlichkeit und Offenheit der Pfarrer sich auch um die Inhalte seiner Arbeit mühen. Pharisäismus gilt es nicht zu bestätigen (das kann eben auch indirekt geschehen), sondern aufzufangen durch eine klare Bezeugung der biblischen Botschaft und eben auch der dort an zentraler Stelle stehenden Infragestellung der Gesetzlichkeit. Was die Kirche zu sagen hat, ist eine befreiende Botschaft; aber eben auch eine Botschaft von Gott und Christus her. Da haben wir die Quelle allen kirchlichen Lebens. Es geschieht aber nirgendwo so explizit wie im Gottesdienst, dass Menschen Gott als das Woher, Wozu und Wohin ihrer Existenz (in Wort und Zeichen) zugesprochen wird. Darum ist der Gottesdienst keine Nebensächlichkeit, sondern die zentrale Gemeindeveranstaltung.

Nach meinen Erfahrungen sind Gottesdienste gut besucht, wenn ein theologisches Profil erkennbar wird. Die Kirche kann nur im geistlichen Bereich Profil gewinnen. Im weltlichen Bereich sind andere Organisationen kompetenter. Der Gottesdienst muss der wichtigste Treffpunkt der Gemeinde sein. Die Menschen müssen gern in den Gottesdienst gehen. Im Bewusstsein der Menschen muss der Gottesdienst wieder wichtig werden. Das schließt ein Nachdenken über manche liturgische Form und das bewusste Eingehen auf die Teilnehmenden und ihre Situation nicht aus. Aber es geht nicht an, wenn Gemeindeglieder in den Gottesdienst gehen und frustriert nur noch eine "Kirchenähnlichkeit" dieser Veranstaltung erleben müssen.